

Spitzenchristel.

Eine Erzählung.

1.

Im zweiten Stockwerk eines Hauses an der Bürgerwiese in Dresden hatte den Sommer über eine wohlhabende Familie aus Hamburg, eine Mutter mit mehreren Töchtern und einem fünfjährigen Knaben gewohnt. Sie waren eben im Begriff eine weite Reise anzutreten. Schon hatte man in der Wohnung Alles aus den Schränken geräumt und einen Theil der Sachen bereits in Koffer gepackt, während noch Vieles ungeordnet umherlag. Morgen ganz in der Frühe sollte es fortgehen.

Der Abend fing an zu dämmern, als an der Glocke der Wohnung leise geklingelt wurde. „Gewiß wieder ein Bettler!“ sagte die Frau. „Traurige Zeiten, wo die Noth täglich so viele Leute zwingt auf solche Weise ihr kümmerlich Brod zusammenzuholen!“ — „Laß mich aufmachen, Mutter!“ bat der Knabe. Seine größte Freude war es, Armen etwas geben zu können. Er öffnete die Thür.



Draußen stand ein ärmlich aber reinlich gekleidetes Mädchen von etwa zehn Jahren, es hatte eine Pappschachtel in der Hand. — „Kaufen Sie Spitzen?“ fragte das Kind mit schüchternem Ton. „Wir brauchen keine,“ rief aus der Stube die Frau, die es durch die offenstehende Thür gehört hatte. Aber das arme Kind ließ sich nicht abweisen. „Ach, nehmen Sie mir doch was ab, wenn's auch nicht für Geld ist, wenn es nur alte Kleider sind, die Sie mir für die Spitzen geben. — Ich hab' heute noch nichts verdient.“

„So geh doch! geh!“ schalt das Dienstmädchen, die dazukam. „Wir brauchen nichts, Du hast es ja gehört!“ Mit diesen Worten wollte sie die Thür zuwerfen. Aber das Kind fing an bitterlich zu weinen und erst, als es zu wiederholten Malen gefragt worden, warum es denn gar so kläglich thue, stotterte es die Worte heraus: „Meine

Mutter die ist so krank und kann nichts verdienen und wenn ich keinen Pfennig nach Hause bringe, was soll sie da anfangen!“

Der Dame that das Kind leid, sie ließ es in die Küche treten und gab ihm zu essen. Anfangs war es scheu und zaghaft; erst als jene ihm Einiges von seiner Waare abgekauft und ihm herzlich



und freundlich zugeredet, bekam es Vertrauen. So ward es nach und nach immer dreister und offner und der natürliche unbefangene Ausdruck einer kindlichen Heiterkeit kehrte in sein klares blühendes Gesicht zurück, dem die Sorge um die Mutter und selbst Armuth und Hunger bis jetzt ihre traurigen Spuren noch nicht hatten ausdrücken können.

Zulezt löste sich denn auch die sonst so lebendige Zunge des Kindes und nun erzählte es, wie es vor vier Tagen nach der Stadt gekommen sei aus seinem Dorf im Erzgebirge, wo die Leute fast alle mit Weben und Spigenklöppeln sich ernährten. Früher hätten sie damit ihr gutes Brod verdient, jetzt aber verarmten die Meisten beim besten Willen zu arbeiten. Das käme daher, weil die Städter jetzt wenig Spigen mehr kaufen wollten. Nun sei ihr Vater gestorben; ihre Mutter, noch angegriffen von einer schweren Krankheit, wisse kaum, wo sie ihr täglich Brod für sich und ihre zwei Kinder hernehmen solle, denn sie habe auch noch ein jüngeres Brüderchen daheim. — Auch erwähnte sie, daß sie schon am Sonntage hier gewesen wäre, sie hätte aber Niemand im Hause angetroffen. „Nehmen Sie mir's doch nur ja nicht übel, wenn ich so zudringlich bin,“ schloß das Mädchen, „ich würd' es nicht thun, wär's nicht um der Mutter willen!“

Nun erst vermochte Spigenchristel — denn so wurde das Kind, wie es selbst sagte, überall genannt — sich an Speise und Trank zu sättigen und als ihr gar die Leute versprochen, noch manche alte Kleidungsstücke für sie und ihre Mutter auszusuchen (sie solle nur morgen bis um sechs Uhr in der Frühe die Sachen abholen), da war sie überglücklich. Zum Abschied reichete sie jedem von der Familie ihre derbe runde Hand, sprang dann sink wie ein Reh die Treppen hinunter und guckte im Fortgehen noch vom Hofe lachend nach den Fenstern der Wohnung hinauf, wo der Knabe ihr lustig nachrief: „Ade! Spigenchristel! Komm aber nicht zu spät, denn wir reisen um sechs Uhr fort!“ —

2.

Am Morgen des nächsten Tages, es mochte halb sieben Uhr sein, kam Spigenchristel in voller Eile die Bürgerwiese dahergelaufen, aber die Wohnung der Hamburger Familie, wo sie die ihr

versprochenen alten Kleider abholen wollte, fand sie verschlossen. Es ahnte ihr schon, sie würde zu spät gekommen sein.

Das Kind hatte nämlich bei den Leuten, die ihm für die Nacht eine Schlafstelle gewährt, die Pforte verriegelt gefunden und nicht gewagt die kränkliche Wirthin zu wecken.

Noch gab Christel aber nicht alle Hoffnung auf, wenn auch die Familie abgereist war. Erst pochte sie an die Thür, — drinnen war Alles still. — Sie legte das Ohr an die Thür, da klapperte etwas! — Es mochte wohl ein offenstehendes Fenster gewesen sein — aber Christel meinte, es



könnte ja doch noch Jemand Anderes in der Wohnung sein, der ihr die alten Kleider einhändigte. Sie klingelte, erst leise, dann stärker. Sie achtete gar nicht darauf, als eine alte Frau hinter ihr die Treppe hinunterging und sie längere Zeit von weitem beobachtete.

Endlich versuchte die Kleine durchs Schlüsselloch in die verschlossene Wohnung zu sehen. Da erblickte sie ein versiegeltes Zettelchen, das im Schlüsselloch steckte. Erst nach langem Zögern wagte sie, dasselbe herauszunehmen. Sie las die Aufschrift: „An Spigen-Christel.“ — Erstaunt und hocherfreut durchflog ihre Blicke den Inhalt. In dem Briefe ward ihr von der bereits abgereisten Hamburger Dame ein verborgener Winkel unter einer Treppe im Keller bezeichnet, wo ein Bündel mit alten Sachen für sie bereit läge. In der Eile der Abreise hatte man dieses Mittel gewählt,

um der verspäteten Christel die Sachen zukommen zu lassen. Zwar wäre noch ein andrer Weg dazu möglich gewesen: man hätte das Bündel dem Hausmann mit dem Auftrage übergeben können, daß er es dem Kinde, wenn es käme, einhändigen möge. Der Mann war aber als ein neidischer Geizhals bekannt und man fürchtete, er würde den Auftrag vielleicht nicht ausführen.

Dieser Hausmann war ein alter Flickschneider, der mit seiner zänkischen Frau im Nebengebäude wohnte und dessen Amt es war, die Thüren des Hauses zu öffnen und zu schließen, Hof und Garten rein zu halten, und dergleichen mehr.

Kaum hatte Christel den Brief an sie gelesen, so sprang sie auch schon in schnellen Sätzen in den Keller hinunter. Erst nach vielem Herumtappen durch einen schmalen Gang, der an einigen verschlossenen Holz- und Kohlenverschlagen vorbeiführte, fand sie die bezeichnete Treppe. Unter ihr in einem dunkeln Winkel sollte das Päckchen liegen. Nicht weit davon fiel durch eine kleine Oeffnung ein Lichtstrahl in den Keller; um so düstrier war der Winkel. Da stand ein alter zerbrochener Kinderwagen, Scherben und Gerüll lagen auf einem Haufen umher. Christel suchte darin herum, endlich fühlte sie etwas Weiches, es war das Bündel. Aber daneben hatte sie beim Herumfühlen in dem Schutt noch etwas Andres gefunden, es war ein altes verschlossenes Pappkästchen. — Das Alles konnte doch wohl für Niemand als für sie bestimmt sein.

Im ersten Augenblick wollte sie sämmtliche Sachen, ohne sie vorher zu besehen, aufpacken und damit zu Hause gehen. Die Begier aber, die ihr zugehenden Geschenke auf der Stelle in Augenschein zu nehmen, war doch zu groß. Zwar war es dunkel genug in dem Kellerloch, aber in der Nähe fiel ja der Lichtstrahl auf den Boden. Da trug sie schnell ihre Schätze hin.

Zuerst öffnete sie das Päckchen mit den Kleidern. Da fand sich ein Rock und Wäsche für die

Mutter drin und sogar ein Kleid für sie selbst. Sie konnte sich nicht enthalten, es sich anzumessen; es paßte als wär' es für sie gemacht, sie war voller Freuden. Was aber mochte nun wohl die Pappschachtel enthalten? Die sah altmodisch und ärmlich aus und war mit einem verbläuten schmutzigen Bande zugebunden. — Erst nachdem sie die Kleider sorgfältig wieder zusammengeschnürt, nahm Christel das geheimnißvolle Kästchen auf, um es zu öffnen, sie wog es in der Hand. Da kam es ihr vor als hörte sie in der Holzkammer nicht gar weit von sich etwas rauschen. Sie horchte. — Es war weiter nichts zu hören, aber als sie sich umsah ward ihr recht unheimlich zu Muth. Der Keller war öde und dumpfig, eine Todtenstille um sie her. Nur ganz hinten, wo es weit in das Dunkel hineinging, fielen einzelne Tropfen von durchsickerndem Wasser in gleichmäßigen Pausen vom Gewölbe herunter, — sonst kein Laut.

Bald siegte jedoch ihre kindische Neugierde und ließ sie alle Angst vergessen. Sie versuchte das Band aufzuknüpfen das die Schachtel verschloß; in ihrer Hast zog sie den Knoten nur um so fester zusammen. — Da klang es wieder als hustete Jemand leise in ihrer Nähe. — Auch jetzt stuzte Christel für einige Augenblicke, dann aber ließ sie sich nicht weiter stören und versuchte mit Gewalt das Band zu zerreißen. Es gelang, doch zu gleicher Zeit glitt auch das Kästchen dem Kinde aus der Hand. Der Deckel löste sich im Fall und klirrend fiel der Inhalt auf den Fußboden nieder. Sie erschrak. Da lag vor ihren Füßen eine große silberne Taschenuhr mit altmodischer Stahlkette, ein eben solcher Halschmuck von bunten Glaskorallen mit einem silbernen Kreuzchen daran und wohl zwei Duzend silberne Löffel.

Das Eine fühlte sie gleich beim ersten Anblick des Schazes, diese Dinge konnten unmöglich für sie bestimmt sein. — Eine rechte Angst befiel das arme Mädchen; es war ihr als müßte sie Alles, selbst das Bündel mit Kleidern, dort zurücklassen und schnell die Treppe hinauf ans liebe freie Tageslicht laufen, um so rasch wie möglich nach Hause zu kommen. Aber die schönen Sachen dort liegen zu lassen, war auch wieder bedenklich, wer weiß, ob sie nicht gestohlen werden konnten! Endlich ermannte sie sich und kniete am Boden nieder, um die Schätze wieder einzusammeln; was sie dann damit machen würde, wußte sie selbst noch nicht. Behalten hätte sie sie auf keinen Fall, darüber war sie mit sich einig.

Oben hob sie die Uhr vom Boden auf. Da schrie eine kreischende Stimme hinter ihrem Rücken: „Diebe! Spitzbuben! Diebe!“ Christel warf in der Angst ihres Herzens die Uhr in den Schutthaufen, ergriff ihr Kleiderbündel und wollte damit fortlaufen, aber als sie kaum ein Paar Schritte durch den Gang gethan, griff eine Hand sie an den Arm, Leute kamen die Kellertreppe heruntergelaufen, auch die packten sie und führten sie zurück zu der Stelle, wo noch das Silberzeug am Boden lag.

„Hab' ich Dich endlich, Du Spitzbube!“ schrie ein altes häßliches Weib. Es war die Hausmannsfrau, dieselbe, die sie zuerst ergriffen. Der Mann, der dazu gekommen, hob eine Bohnenstange, die dort in der Nähe stand, empor und hätte das Kind in seiner Wuth blindlings geschlagen, hätte nicht ein Holzhacker, der mit ihm vom Hofe, wo er eben Holz gesägt, auf das Geschrei der Alten heruntergeißelt war, ihn zurückgehalten.

„Mann, stink! lauf zum Polizeiwachtmeister,“ schrie das Weib, die noch immer das Kind festhielt. „Bring' ihn her, daß er gleich hier am Ort die Bescheerung sehen kann. Aber Du gehst auf der Stelle! hörst Du? Wer weiß, was das Diebsgesicht hier noch Alles versteckt hat!“ — Der Mann lief fort und nun überschüttete die Frau das erschrockene Kind mit einer wahren Fluth von Schimpfworten. Sobald es nur den Mund aufthun wollte, um sich zu rechtfertigen, wurde es mit Stößen zur Ruhe verwiesen. „Ich werde Dich lehren,“ schrie sie, „mir künftig wieder meine



Uhr und mein Silber zu stehlen, Du Rabe Du! Und wo hast Du das Bündel da her? Jakob, sieh doch einmal nach, was da drin ist!" Der Holzhacker that, wie ihm die Frau befahl. Das Kind wollte sagen, wie es zu den Kleidern gekommen, aber die Alte ließ es nicht zu Worte kommen. „Ei, sieh da! die Kleider sollt' ich ja kennen. Also auch die Leute da oben, die eben abgereißt sind, hat sie bestohlen? Seht doch, wie püffig das junge Ding schon ist. Erst wird geklopft und dann geklingelt und dann das Ohr an die Thür gelegt — o, ich hab' Alles gesehen! — und wie man merkt, daß keiner da ist, geht's wie der Wind in den Keller um das gestohlene Gut aus dem Diebswinkel abzuholen. Aber warte nur, wenn Du erst wirst eingesperrt sein, wird Dir bei Wasser und Brod Dein Handwerk schon gelegt werden. — Ja, heule und schreie nur immer zu, die Krokodillstränen kennen wir schon. Alles Heuchelei, alles Lügen!" So schrie die Alte immer fort, daß dem armen Kinde Hören und Sehen verging. Auf seinen Knien bat es, man möchte es doch frei lassen, es wäre ja ganz unschuldig. Da half kein Bitten, kein Flehen.

Bald war auch der Hausmann wieder da mit dem Polizeidiener. „Da haben wir sie endlich," sprach er und zeigte auf das Kind, „das ist die Brut, die uns vorgestern unsre Sachen gestohlen hat und das am lieben heiligen Sonntag Nachmittag, wie ich gerade mit meiner Frau zum Vogel-schießen nach Blasewitz gegangen war!"

Alle Versuche des Mädchens, sich zu rechtfertigen, waren vergebens, auch der Brief der Hamburger Dame wollte sich nicht finden. Wie die Sachen standen, war es die Pflicht des Polizeidieners, das des Diebstahls sehr verdächtige Kind mit sich zu nehmen. Und so geschah es denn auch.

Als sie über den Hof gingen, lief dort ein junger Hund umher, der in lustigen Sprüngen ein Stück Papier zernagte und zerriß, daß die Fegen davon im Winde umherflogen. Keiner bemerkte es als Christel. „Das ist am Ende mein Brief, den ich auf der Treppe verloren habe," dachte sie bei sich, aber Schande, Schrecken und Angst schnürten ihr die Kehle zu. Sie wagte kein Wort zu sprechen. Ohne sich weiter zu sträuben ging sie neben dem Polizeidiener her, der sie auf ihre Bitte losgelassen. Sie verdeckte ihr Gesichtchen mit der Schürze, kaum vermochte sie noch an Etwas zu denken.

In einem Dorf, tief im Grunde des Erzgebirges läuteten die Abendglocken. Die Sonne ging in vollem Glanz hinter den Bergen unter. Weber und Spizenküpplerinnen saßen vor ihren Häusern und ruhten von der Arbeit aus, Feldarbeiter kamen mit Gesang aus den Thälern heim, unter den breitästigen Linden, die auf dem freien Platz vor der Kirche standen, spielten die Kinder des Dorfs. Alles war so friedlich und still, und die Schönheit der Natur an dem frischen heitern Herbstabend ließ die Leute für kurze Zeit all' ihre Sorge und Noth und die bittere Armuth vergessen.

Eine Seele aber war da, die diese Ruhe nicht finden konnte.

Am Ende des Dorfes, wo der Hohlweg an dem verfallenen Gemäuer eines alten Schloßthurmes vorüberführt, saß Frau Anna, die Mutter von Spizenchristel in der Kürbislaupe vor ihrem kleinen Hause und sah sehnsüchtig den Weg hinunter nach ihrem Töchterchen aus. In der Hausthür neben ihr spielte der kleine Hans, ihr Söhnchen, mit drei jungen Käzchen und freute sich



an ihren lustigen zierlichen Sprüngen. Das fröhliche Kind ahnte nicht die Sorgen, die seine arme Mutter drückten. Nur von Zeit zu Zeit fragte es: „Mutter, ist noch nichts von Christel zu sehen?“ Aber eben diese Worte waren es, die der besorgten Mutter jedesmal einen neuen Stich ins Herz gaben. So schwer es ihr auch ward, sie mußte zuletzt dem Kinde die immer wiederkehrende unschuldige Frage verbieten. Zwei Tage waren nun schon verstrichen, seit sie die Rückkehr ihrer Christel bestimmt erwartet, und immer noch war nichts von ihr zu sehen. Die Krankheit, die sie im Bette zurückgehalten hatte, als ihre Tochter mit dem Spizenkasten nach Dresden gegangen, war schneller gewichen, als sie selbst es erwartet hatte. Sie konnte den schönen Herbstabend doch wieder in freier Luft genießen.

Wie sie so da saß und in ihrer Sorge um das Kind gar nicht merkte, daß kalte Nebel schon aus den Thälern aufstiegen, sah sie auf der Straße, die in den Mühlengrund hinabführte, ganz von weitem den langen Andreas daher kommen. Er war des Nachbars Sohn, der von Zeit zu

Zeit Botengänge nach Dresden zu machen pflegte. — Gern wäre sie ihm entgegengegangen um ihn zu fragen, ob er in Dresden nichts von ihrem Kinde gehört habe, aber dazu fühlte sie sich doch noch zu schwach.

Sie verwandte keinen Blick von ihm; da gewahrte sie, wie der Dorfschulze, der zufällig auf derselben Straße dem Andreas entgegenkam, an ihn herantrat. Beide schienen, so weit sich's von ferne sehen ließ, etwas sehr eifriges mit einander zu sprechen, ja, sie glaubte sogar zu sehen, wie der Schulze bedenklich und erschrocken mit dem Kopf schüttelte.

„Wenn die Weiden nur nicht von einem Unglücke sprechen, das meiner Christel passiert ist,“ sprach Frau Anna leise vor sich hin. — „Soll ich den Andreas herholen?“ fragte Hans. — „Er wird schon von selbst kommen,“ bemerkte die Mutter, „spiel' Du nur ruhig mit Deinen Käßchen.“ Sie wollte das Kind nicht auch noch beunruhigen.

Endlich kam der Schulze daher, Andreas folgte ihm in einiger Entfernung nach. — „Ums Himmels willen,“ rief Frau Anna ihm entgegen, „Ihr seht mich so bejammernswürdig an. Sagt mir, ist meiner Christel in Dresden ein Unglück geschehen?“ — Der Dorfschulze reichte ihr die Hand und sprach: „Liebe Frau, ich weiß, Ihr habt manche Sorge und manches Leid in Eurem Leben erfahren und dabei immer einen kräftigen Sinn bewahrt. Ihr werdet es auch jetzt thun. Es hat sich allerdings etwas sehr Trauriges mit Eurem Kinde zugetragen.“

„Ist sie todt? — Verschweig mir Nichts! Quält nicht ein Mutterherz, sagt mir Alles, wie es steht, Ihr müßt es mir ja doch sagen!“

„Euer Kind lebt, Frau Anna, es ist nicht todt und hoffentlich stellt sich das, was der Andreas erzählt, als ein Irrthum heraus. Ich kenne Eure Christel, ich weiß . . .“

„Sie hat gestohlen!“ rief Andreas, der nun auch dazu getreten war, in seiner rohen tölpelhaften Weise. „Ja, und sie haben sie auf die Polizei gebracht, und da sitzt sie noch, weil sie goldne Uhren und Löffel und Kleider und viele tausend Thaler gestohlen hat.“

Frau Anna drückte ihr Gesicht in beide Hände, der kleine Hans, der bisher mit offenem Munde wie erstarrt dagestanden, sprang hinzu und suchte mit seinem Händchen den Kopf der Mutter aufzurichten. „Mutter, bist Du krank?“ rief er einmal über das andre.

Der Schulze suchte die gebeugte Frau zu trösten, sie hörte nicht was er sprach. Plötzlich aber hob sie den Kopf empor, faßte mit ihren beiden Händen die Hand des braven Mannes und mit einem innigen vertrauenden Blick zum Himmel rief sie: „Ich danke Gott, daß meinem Kinde nichts Schlimmeres begegnet ist. So gewiß, wie dort der lichte Mond am Himmel steht, weiß ich: meine Tochter ist unschuldig, meine Christel kann nicht stehlen!“

Die Frau hatte diese Worte mit einer solchen Ueberzeugungsstärke gesprochen, daß der Schulze nichts mehr hinzufügen konnte und ihr nur mit inniger Theilnahme die Hand drückte. Er bat sie nun, ihrer Kränklichkeit wegen die nebelseuchte Luft zu verlassen und im Hause mit ihm alles Nöthige zu besprechen, was man für das Kind thun könne. Dem Andreas aber gebot er streng, im Dorf auch nicht das Geringste von der Sache zu erzählen, um so mehr, da doch Vieles in dessen Bericht übertrieben schien. Er selbst beschloß morgen in der Frühe nach Dresden zu fahren, um nähere Erkundigungen einzuziehen und wo möglich mit dem Kinde selbst zu sprechen.

4.

Nachdem Christel ins Gefängniß geführt worden, brachte sie die erste Zeit ihrer Gefangenschaft in einer Art fieberhaftem Zustande zu. Der Gedanke an die Schande, die sie erlebt, als sie

an der Seite des Polizeidieners durch die Straßen gegangen, die bösen Reden des Hausmanns und seiner Frau drückten sie so nieder, daß, als der Gefangenwärter die Thüre hinter sich verriegelte und sie allein in der öden Zelle ließ, sie sich platt auf den Fußboden niederwarf und das glühende Gesicht auf den kalten Stein drückte. Erst nach längerer Zeit trug das Gefühl ihrer Unschuld etwas dazu bei, sie zu beruhigen. Sie erhob sich von der Erde und warf sich auf das Strohbette. Aber bald kamen ihr andre Gedanken, die von Neuem ihr das Herz zuschnürten.

„Ach,“ so jammerte sie vor sich hin, „meine Mutter, meine arme franke Mutter! Wer wird sie nun pflegen und für sie sorgen! — Wüßten sie nur zu Hause, daß ich noch lebe und wo ich



geblieben bin!“ — „Nein! nein!“ rief sie dann wieder, „das dürfen, das sollen sie nicht wissen! Wenn die Mutter das hörte, daß ihre Christel im Gefängniß sitzt und wenn sie ihr gar erzählen, daß ich gestohlen haben soll, die Mutter müßte ja umkommen vor Schreck und Jammer!“ — Ein Strom von Thränen machte ihrem Herzen endlich Luft.

Allmählich kehrte Ruhe in die Seele des Kindes zurück und es sank in einen langen tiefen Schlummer. Auch der folgende Tag verging unter Kummer und Gram. Noch vermochte Christel auf nichts um sich her recht zu achten.

Am dritten Tage, als sie auf ihrem Strohbett erwachte, fiel ein lichter heller Sonnenstrahl durch das kleine Fenster. Die Sonnenfläubchen schwammen darin so glänzend umher und selbst die Spinnweben in den Fensterecken glitzerten als wären sie von Silber. Tief blau schaute der Himmel in die dunkle Kammer. Da kam ein Vogel angeflogen, setzte sich auf das Eisengitter draußen und sang sein fröhliches Morgenlied.

Dem gefangenen Kinde war es, als hätte es oft denselben Vogel zu Hause in der Kürbislaupe singen gehört, wenn die Mutter dort ihre Spitzen geklöppelt und sie selbst auf der Hundsbude daneben mit ihrem Strickzeug gefessen. Das waren schöne Tage gewesen! Auch kam es ihr vor, als wollte der Vogel ihr Allerlei von Hause erzählen, ach, wer nur des Vogels Sprache verstanden hätte! — Christel berechnete, was für ein Tag es heute wohl sein könnte, da bekam sie heraus, daß gerade an diesem Tage das Erndtefest in ihrem Dorf gefeiert würde. Du lieber Himmel, wie mußte es heute daheim so schön sein! Da ging es wohl herrlich und lustig her! Musik und Tanz und die Kinder des Dorfs auf der großen Wiese hinter der Ruine, wo sich so schön Versteck spielen ließ in den wilden Hollunderbüschen — und während dort Alles jauchzte und jubelte, saß sie hier im engen Gefängniß allein, ohne Mutter und Gespielen, allein mit ihrem Schmerz und ihrer Sehnsucht!

Wie sie so mit allen ihren Sinnen sich versenkt hatte in ihre Gedanken, rasselte draußen auf dem Gange das Schlüsselbund des Gefangenwärters und die Thür ward geöffnet. Christel glaubte,

der Mann bringe ihr wie an den früheren Tagen ihre Gefängnißkost, sie sah daher gar nicht auf. Als aber plötzlich eine bekannte männliche Stimme ihr zurief: „Guten Morgen, Kind!“ und als sie die Augen aufschlug und den Dorfschulzen, ihren Vathe, erblickte, da kam nach langer Trübsal eine Freude über sie, daß sie für den Augenblick ihre Schande, ihren Kerker, ihre Leiden, Alles, Alles vergaß. „Herr Vathe! lieber Herr Vathe! was macht meine Mutter?“ rief sie, sprang auf ihn zu und hing sich mit beiden Armen an seinen Hals.



„Christel,“ sprach der Schulze mit strengem aber nicht hartem Ton, „bist Du denn wirklich noch das ehrliche brave Kind wie früher?“ und sah sie bei diesen Worten mit forschenden durchdringenden Blicken an.

Dem Kinde versagte auf diese Frage die Antwort, es schaute ihm nur mit seinen blauen unschuldigen Augen so treuherzig und doch so traurig ins Gesicht, daß er, ohne ihre Antwort abzuwarten, ihr zurief: „Ich weiß schon, ich seh Dir's an, Du bist unschuldig!“

Noch einige Zeit lang konnte das Mädchen kein Wort hervorbringen, so bewegt war sie. Fortwährend drückte und küßte sie die Hände des

würdigen Mannes, der ihr sanft den Kopf streichelte und ihr freundlich zuredete. Darauf zog er einen Brief der Mutter aus der Tasche und gab ihr denselben. Mit zitternden Händen erbrach das Kind den Brief und ihr Gesicht verklärte sich in heller Freude beim Lesen desselben. Der Brief begann folgendermaßen:

„Meine Tochter!

„Ich habe gehört, daß die Leute glauben, Du hättest eine schwere Sünde begangen. „Ich, Deine Mutter, kenne Dein Herz und weiß, daß es unmöglich ist, daß mein Kind „solch Verbrechen verüben kann. Der Schein ist gegen Dich, aber was der liebe Gott auch „noch von Leiden über Dich verhängen mag, murre nicht und bleibe ehrlich und treu und „wahrhaftig, wie Du bisher gewesen. Besser Unrecht leiden als Unrecht thun.“

Der Brief schloß mit erhebenden Trostworten und mit der Nachricht, daß sie selbst sich körperlich jetzt wohler als seit langer Zeit befinde, jedoch habe der Arzt ihr strenge verboten, jetzt schon ihr Kind zu besuchen.

Immer und immer wieder las Christel den Brief durch und bedeckte die Unterschrift, die den Namen ihrer Mutter enthielt, mit innigen Küßen. — Dann erzählte sie dem Schulzen was sich zugetragen. Dieser Bericht machte, daß dem erfahrenen Mann sein Vertrauen auf die Unschuld des Kindes zur völligen Gewißheit ward. Er versprach der Gefangenen, das Seinige für ihre Befreiung zu thun. Mit freundlichen Worten verließ er sie und sprach ihr beim Abschiede Hoffnung und Muth ein.

Noch denselben Tag ward Christel und alle Zeugen vor Gericht verhört. So gut das Kind es vermochte, berichtete es das Geschehene der Wahrheit getreu. Der Schulze und Alle, die die Angeklagte von ihrer frühesten Kindheit an kannten, legten das günstigste Zeugniß für sie ab;

der Hausmann aber und seine Frau beschworen mit einem Eide, sie hätten an einem Sonntag Nachmittage, als beide zum Vogelschießen nach Blasewitz gingen, das erzgebirgische Mädchen über ihren Hof gehen sehen. Spät am Abend wären sie nach Hause gekommen, da hätten sie die Kammer geöffnet und aus ihrer Kommode die Silberkassette entwendet gefunden. Auch das ganze Betragen des Kindes als sie ergriffen worden und alles das, was die Hausmannsrau auf der Treppe und im Keller wollte erblickt haben und was Christel selbst nicht leugnen konnte, erschien verdächtig. Der Ausspruch des Gerichtes lautete dahin, die Angeklagte müsse so lange in gefänglicher Haft behalten werden, bis sich Beweise für ihre Unschuld herausstellten.

So verging eine ganze Woche. Die arme Kleine blieb nach wie vor in ihrer Zelle, nur mit der Milderung, daß ihr Lesebücher gegeben wurden und man ihr gestattete, sich mit Handarbeiten zu beschäftigen. Nach einiger Zeit ward sie sogar in eine bessere Stube gebracht zusammen mit einem andern Mädchen von etwa sechzehn Jahren, welches man für ziemlich gebessert hielt und von der man hoffte, sie werde vortheilhaft auf Christel einwirken.

5.

Es war eine schöne Nacht. Trotz dem Herbst war die Luft so warm und mild, daß man hätte glauben können, der Sommer habe in den Thälern des Erzgebirges noch etwas zu thun vergessen und wäre auf ein Paar Tage dahin zurückgekehrt, um das Versäumte nachzuholen.

Frau Anne saß in ihrem Stübchen beim Schimmer der Lampe und nähte an einem warmen Winterrock für ihr gefangenes Kind. In dem engen Raume war es gar heimlich. Der kleine Hans lag in seinem Bettchen am Ofen und athmete leicht im ruhigen Schlummer. Nur bisweilen, wann er sich auf die andere Seite herum warf, lallte er im Schlaf ein Paar unverständige



Laute und schlief dann wieder ruhig weiter. Die Katze schnurrte in der andern Stubenecke neben ihren Jungen. Dazu tickte heimlich der Perpendikel der Schwarzwälder-Uhr.

Aber die Wärme im Kämmerchen wurde immer drückender, ein verspätetes Gewitter schien draußen heraufkommen zu wollen. Der Frau Anne ward so bellommen zu Muth. Vor allem trieben die Gedanken an ihre Christel ihr das Blut zum Herzen. Es war ja heute des lieben Kindes

Geburtstag! Gegenwart und Zukunft lagen schwarz und finster vor den Blicken der armen Frau. Auf Erden wußte sie wenig Trost mehr zu finden, alle Noth und alle Sorge legte sich wie eine schwere Last auf ihre Seele.

In solchen Augenblicken — und deren hatte Frau Anne manche in ihrem Leben gehabt — pflegte das Stübchen ihr zu enge zu werden. Nur Einen Ort wußte sie, der ihr dann eine Zuflucht gewährte. Draußen in dem großen Tempel, dessen Gewölbe der Himmel ist, in dem Tempel, der mit den höchsten Wundern dieser Welt ausgeschmückt ist, mit den Lichtern von Sonne, Mond und Sternen, mit den prächtigen fliegenden Vorhängen der Wolken und dem grünen Teppich der Erde, dort wo der Orgelton des Windes und die Stimmen der Vögel ihre Klänge erschallen lassen, war der Ort, an dem Frau Anna ihrem Herzen Trost zu holen wußte.

Am Ende ihres Gartens zog sich ein Weg neben Haselsträuchern und unter überhängendem Hollundergebüsch längs dem halbversunkenen Bretterzaun zu dem Gemäuer des verfallenen Schloßthurmes hinauf. Da oben war ein stilles einsames Grasplätzchen, von wo man tief ins Thal und über das ganze Dorf hinabschauen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Außer einigen Kindern, die zuweilen Gras und Nesseln für ihre Ziegen zu holen pflegten, kam da fast niemand hin. Daher bauten auch gern die Vögel ihre Nester in dem dichtwuchernden Gestrüpp umher.

Diese stille Einsamkeit, gleichsam eine kleine Kapelle in dem unermesslichen Dom der Natur, war der Ort, zu dem Frau Anna auch in dieser Nacht hinging, um ihrem Herzen in innigem Gebet Luft zu machen.

Da kniete sie, die gefalteten Hände auf einen alten Baumstumpf gestützt, ihr Haupt zum Himmel gerichtet. Zwischen dunklen Wolken schimmerten die Sterne in ungetrübtem Glanz. Bald brach auch der Mond zwischen den Wolkenspalten hervor. Milde ergoß sich sein Licht immer weiter über das Dorf herab und flimmerte zuletzt weithin im Thale. Es war als ob die Wolken, die sich eben noch hoch aufgethürmt hatten, solchen Glanz nicht vertragen könnten, sie verslogen und verschwammen nun hinter den Bergen. In weiter Ferne zuckte noch das letzte Leuchten eines vorüberziehenden Gewitters.

Und so, wie am Himmel die Wolken sich auflösten und es in der Natur allmählig klar wurde, so verschwanden auch in der Seele der armen Frau die Sorge und Alles was sie brängstigt hatte. Festes Gottvertrauen kam durch das Gebet wieder in ihr Herz. Wie das Licht des Mondes da draußen, ging ihr das Licht der Hoffnung im Innern auf und in dem Schimmer dieses Lichtes sah sie mit Dank, wie viel Freude bei aller ihrer Noth ihr noch übrig geblieben war. Ihre Christel lebte ja noch, die Gefangenschaft konnte, sie fühlte es jetzt, nicht immer dauern. Der kleine Hans war frisch und gesund und ihr Augentrost. Ihre noch vor Kurzem so gebrochenen Kräfte waren wieder zurückgekehrt und wieviel Liebes und Gutes hatte sie selbst von der Mildthätigkeit guter Menschen erfahren! Traurig und gebeugt war sie hergegangen, freudig erstarbt stand sie vom Boden auf. Auch an der Schönheit der stillen Mondnacht konnte sich wieder ihr Auge erquicken.

Wie sie nun so da oben stand und Grüße über die dunkeln Berge ihrem gefangenen Kinde nach Dresden hinsendete, war es ihr, als höre sie plötzlich neben sich in den Räumen des Gemäuers ein Paar Leute halbleise mit einander sprechen.

Ohne grade hórchen zu wollen hielt sie doch den Athem an. Im Anfange verhallten die Worte verworren in dem Nachtwinde, der eben durch das zum Theil schon dürr gewordene Laub rauschte. Es schienen rohe Männer-Stimmen zu sein, die mitunter in ein widerliches Gelächter ausbrachen. — Für die Stimmung, in der Frau Anna sich befand, war nichts störender als diese Laute. Eben wollte sie zu ihrer Wohnung zurückkehren, als der Wind ihr das Gespräch der Beiden

deutlicher zutrug. Sie hörte Worte die ihr verdächtig vorkamen. Unwillkürlich trieb es sie an, zurückzubleiben und weiter aufzuhorchen. Da legte sich das Rauschen des Windes und sie vernahm folgendes Gespräch:

„Ein schöner Kerl bist Du mir!“ hub die lallende Stimme eines älteren, wie es schien, betrunkenen Mannes an. „Will selbst lange Finger machen und bekommt Angst, daß andre lange Finger ihn packen werden. Wahrhaftig, ein schöner Kerl!“

Der Andere mit einer jüngeren aber heisern Stimme wollte sich vertheidigen, aber der Erste fuhr fort: „Magst reden, was Du willst! morgen geh ich nach Dresden und hol' mir in der Dämmerung, eh sie die Thür' zuschließen, die Schachtel aus dem Kellerloch ab. Und wenn die ganze Polizei wieder auf der Straße hinter mir ist, diesmal soll kein Teufel mich dazu bringen, den Silberkasten wieder, wie damals, wegzuworfen. Nur ein Hasensfuß wie Du konnt' mir den Rath geben. Ein schöner Kerl bist Du mir!“

„Weißt Du denn gewiß, daß Silber drin ist?“ fragte der Heisere.

„Und ob!“ lachte Jener. „Narr! ich hab's Dir ja schon zwanzig mal gesagt, die blonde Hanne, die früher beim Hausmann mit geschneidert hat, hat's meiner Frau genau beschrieben. Wenn die Schachtel kein Silber in sich hat, hab' ich heute keinen Branntwein in mir. Die Schachtel war schwer und ich bin schwer, sind wir alle beide schwer!“

Ein rohes Gelächter belohnte den schlechten Witz des Betrunkenen. Nach einiger Zeit fing der Heisere wieder an:

„Du! ich kehre wieder nach Böhmen heim. Um die Lumperei seß' ich meine Haut nicht noch einmal mit Dir auf's Spiel!“

„Lumperei?“ schrie der Alte. „Lumperei? — Selbst ein Lump! Hast Du nicht gehört, was das Mädel mir gesagt? Eine Uhr ist drin, und zwei Dugend silberne Löffel und —“. Der Heisere redete dem Alten einmal über's andre zu, er solle doch nicht so schreien, er würde sie beide noch ins Unglück bringen. Der aber fuhr in seiner Trunkenheit fort und rief: „Und wenn Du nicht mit mir zusammenhältst, Du Hasensfuß, dann sollst Du sehen! Prügel bekommst Du, die allerschönsten und ich zeig' Dich morgen beim Schulzen an, daß Du neulich beim Schmidt hier im Dorfe gemaußt hast. Und wenn — —“.

„Nu Meinnetwegen,“ fiel der Heisere ein, „halt' nur Ruh'! und laß mich jetzt ungeschoren! Schlafen will ich, hast Du's gehört?“ Eine Zeitlang zankten sie und schimpften noch auf einander los, bis allmählig ihre Worte immer undeutlicher wurden und es zuletzt still ward.

Frau Anna hatte genug gehört, um zu wissen, welcher Art die beiden Sprecher wären und welche Wichtigkeit für sie in dieser Entdeckung lag. Ohne länger zu zögern schlich sie leise den Gang längs dem Baune auf den Zehen zurück, schlüpfte durch das Pfortchen auf die Straße und eilte zum Schulzen, der am andern Ende des Ortes wohnte. Dem berichtete sie Alles, was sie eben gehört.

Kaum war eine halbe Stunde vergangen als man die beiden in der Umgegend sehr berüchtigten Spitzbuben, die man in der Thurmruiue in tiefem Schlaf fand, ergriff und nach dem Amt brachte, von wo sie morgen in der Frühe nach Dresden transportirt werden sollten.

7.

An einem heitern Vormittage rollte auf der großen Landstraße, die von Dresden ins Erzgebirge führt, ein Wägelchen dahin, auf dem ein stattlicher Mann und zwei Menschen in ärmlichen

Kleidern saßen, und doch waren diese beiden Menschen in jenem Augenblick vielleicht die Glücklichen in weiter Runde. Es war Frau Anna und ihre Christel, und der Mann, der die muntern Gänse zu raschem Lauf antrieb, war der Dorfschulze.



Nach dem Geständniß der beiden Diebe hatte sich die Unschuld Christels klar herausgestellt. Das Kind war sofort freigelassen worden und als es kaum die Pforte des Gefängnisses verlassen, und mit seinem Bündelchen die Straße nach dem Dorf einschlug, hatte es seine Mutter und den lieben Paten schon des Weges daher kommen sehen. Wer könnte wohl das Wiedersehen von Mutter und Tochter nach so kummervollen Tagen beschreiben? Solch ein Moment läßt sich nicht mit Worten schildern. Möge jeder der dieses liest, sich selbst in die Lage der Glücklichen hinein-denken und sie mit ihnen empfinden.

Nie war der Himmel und die Berge und Wälder, selbst jedes dürre Bäumchen am Wege der Christel so schön vorgekommen als heute, nachdem sie den Anblick der freien Natur so lange schmerzlich entbehrt. Und wie viel hatten Mutter und Tochter sich zu erzählen, ganz besonders aber unsere Christel! Noch in den letzten Tagen der Gefangenschaft hatte sie das Allerschwerste zu bestehen gehabt!

Das Mädchen, mit dem man sie zusammengebracht hatte, war niemand anders als die blonde Hanne gewesen, von der die Diebe in der Ruine gesprochen hatten. Das tückische Geschöpf hatte sich eine Zeitlang nur so reuig gestellt, um ihre Strafe zu erleichtern. Bald versuchte sie auch Christel in ihre argen Pläne durch Ueberredung hineinzuziehen, um mit ihrer Hülfe sich ganz vor Gericht herauszulügen. Mit Abscheu konnte diese sich nur von einem so schlechten Gemüth abwenden. Zuletzt war der Christel nichts übrig geblieben, als keine Silbe mehr mit ihrer Mitgefangenen zu sprechen; dafür aber hatte die Hanne sich zu rächen beschloffen. Noch am vorletzten Tage erklärte sie dem Gefangenwärter, sie habe wichtige Entdeckungen über Christels Diebstahl zu machen. Die Kenntniß jedes Winkels in der Wohnung des Hausmanns, bei dem sie früher kurze Zeit gearbeitet, sollte ihr bei diesem schändlichen Plan zu Hülfe kommen. — Der Plan war auch fein angelegt, aber gerade zur rechten Zeit ward er vereitelt durch die Bekenntnisse der beiden Diebe, wodurch nun

auch die ganze Bösheit der Hanne an's Licht gekommen war, Christel aber ihre Freiheit wieder erhalten hatte.

Jetzt waren ja alle die trüben Tage vorüber, und je trauriger diese Erzählungen, um so erfreulicher war Alles das, was Frau Anna ihrer Tochter von dem lustigen Hans berichtete.

Bald hatte man auf der Fahrt mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt und schon nach vier Stunden sollte Christel ihr liebes Dorf und die schönen Berge wiedersehen. Ihr schlug das Herz vor Freude bei dem Gedanken. Eine wahre Pein war es ihr daher, als der Schulze, nach alter Gewohnheit, im nächsten Dorf vor dem goldenen Löwen, dem stattlichsten Gasthose in der Umgegend, still hielt. Sogar ausgespannt wurden die Pferde und in den Stall geführt. Ihr gewohntes Mittagessutter und ihre Ruhestunde durfte den Thieren ja nicht entzogen werden. Aber auch der immer frische Appetit des Herrn Bathen fand hier seine Rechnung. Es gab in dem Gasthof eine gute Küche und die sollte nicht umsonst so gemüthlich den Rauch durch den Schornstein getrieben haben. Christel aber, trotz dem, daß sie in letzter Zeit nur schmale Gefängnißkost erhalten hatte, dachte an kein Essen und kein Trinken. Die Freude machte sie satt.

Alle drei traten in die große Gaststube ein. An dem langen sauber gedeckten Tisch, auf dessen Mitte zwei Krüge mit schönen Georginen prangten, saßen mehrere Personen. Am untern Ende der Tafel zerlegte eben die hübsche, dicke Wirthin einen gewaltigen, dampfenden Braten mit großem Eifer, während die rotharmige Magd umherging und die blinkenden Glaskrügel mit dem zartschäumenden Waldschlößchen-Bier bei jedem Gedeck hinstellte. Da regte sich auch bei dem Kinde wieder die natürliche Lust an Speise und Trank. Es ward der Kleinen gar behaglich zu Muth, als sie sich hinsetzten und die Mutter ihr die reine sauber gekniffene Serviette um den Hals band; war doch für das arme Ding eine so köstlich besetzte Tafel mit ihrer ganzen Umgebung etwas Neues, niemals Gesehenes!

Eines nur war dem Kinde bei seiner Schüchternheit sehr störend: Am obern Ende des Tisches saßen so vornehme Personen, eine Mutter mit ihren Kindern, die sich munter und lustig mit



einander unterhielten. Sie waren gewiß in dem großen schwerbepackten Reisewagen angekommen, der draußen vor dem Thorwege stand. Christel wagte gar nicht sich nach ihnen umzusehen. Scheu schlug sie die Augen zur Erde nieder und nur von Zeit zu Zeit lächelte sie ihrer Mutter, die neben

ihr saß, freundlich zu, wenn diese, in der Freude ihr Kind wieder bei sich zu haben, ihr mit der Hand über das Haar strich, oder ihr die Speisen auf den Teller legte.

Der Gewatter Dorfschulze hieb desto tapferer in die leckeren Gerichte ein und hatte dabei auch bald mit der vornehmen Dame ein Gespräch angeknüpft. Die Kinder derselben, die bisher viel unter sich von ihrer Reise zu sprechen gehabt, lenkten nun auch ihre Aufmerksamkeit nach dieser Seite des Tisches hin, und Alle riefen wie aus einem Munde: „Spizenchristel! Guten Tag, Spizenchristel!“

Christel wußte erst gar nicht wie ihr geschah, dann stand sie auf, ging zu den freundlichen Leuten hin und gab jedem schweigend die Hand, wie damals in der Küche in Dresden. Im Herzen aber war es ihr so zu Muth, als hätte sie Allen, der Dame sowohl wie den Kindern, um den Hals fallen müssen. Nun ging das Fragen an. Daß das Mädchen, die erst kürzlich aus dem Gefängniß befreit war, in diesem Augenblicke alle ihre Erlebnisse hätte erzählen sollen, wäre zu viel verlangt gewesen. Der Schulze übernahm für sie das Wort und mit Theilnahme hörten die Anwesenden der Leidensgeschichte der Kleinen zu. Die Dame, die eben auf dem Wege war nach Dresden zurückzukehren, wurde durch die Schicksale der armen Familie tief bewegt. Sie bat den Dorfschulzen, wenn er wieder in der nächsten Woche nach der Stadt komme, möge er ihr die Frau Anna mit ihrer Christel und dem kleinen Hans zum Besuche mitbringen.

Der Schulze versprach es und hielt Wort. Es blieb aber nicht bloß bei diesem einen Besuch sondern Frau Anna erhielt seitdem durch die Vermittlung der Hamburger Dame eine bedeutende Geldunterstützung, so daß sie ihr Leben von nun an ohne drückende Sorge genießen konnte. Spizenchristel ward bald darauf zum Pfarrer des Dorfes ins Haus gegeben, der dem aufgeweckten, lernbegierigen Kinde eine vortreffliche Erziehung gab; der kleine Hans aber blieb für's Erste noch bei der Mutter, die nun ihm alle ihre Sorgfalt widmen konnte.

So erblühte aus jenen Trauertagen für die bisher so bekümmerte Familie ein reicher Segen. — Nach einem Jahre reisten die Fremden wieder in ihre Heimath, aber jedesmal, wenn sie später wieder nach Dresden kamen, besuchten sie das Dorf im Erzgebirge und darin vor Allem die gute Frau Anna und ihre Spizenchristel.

R. Heinick.